

Liebe Preisträger, Preisträgerinnen, meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich freue mich sehr, dass ich Ihnen hier und heute drei, **Ihre** drei hervorragenden Wettbewerbsbeiträge präsentieren kann. Es ist der Jury, wenn ich aus dem Nähkästchen plaudern darf, nicht leicht gefallen, unter den bei uns eingetroffenen Arbeiten die „Besten“ zu bestimmen. Das hängt natürlich nicht nur mit der vergleichsweise starken Beteiligung an dieser vierten Runde des DEKALOG-Filmwettbewerbs zusammen. Sondern und vor allem auch damit, dass gerade das Vierte Gebot unterschiedliche Interpretationen und Herangehensweisen zulässt – ohne aber, dies sei sogleich betont, zur Beliebigkeit einzuladen. „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden“, wie es bei Luther heißt, ist **eben nicht** bloß eine Aufforderung, Vater und Mutter gefälligst nicht aus dem Weg zu räumen und nicht ins Altersheim, pardon: „Seniorenresidenz“, abzuschieben, wo sie dann, wie es in den eindeutigen Unternehmensleitlinien heißt, als „Kunden“ behandelt (und mancherorts, wie man weiß, auch misshandelt) werden.

Nein, das Vierte Gebot legt uns vielerlei Verpflichtungen auf, den Eltern gegenüber, den noch Lebenden und den schon lange Toten, aber auch **uns selbst** und unseren Kindern gegenüber. Der englische Schriftsteller und Künstler John Berger sprach kürzlich in einem Interview mit dem „Tagesspiegel“ von der Hoffnung, die in dieser zunehmend von Kriegen und Konflikten zerrütteten Welt, noch von Bestand ist. Ich zitiere: „Hoffnung ist zuerst und vor allem die Treue zu den Toten, zu dem, worauf sie hofften, was sie erlitten, was sie erkämpft haben. Hoffnung ist verbunden mit dem Gefühl der Komplizenschaft mit anderen, unzähligen anderen: mit den Lebenden, den noch Ungeborenen und den Toten, die alle gleichermaßen anwesend sind.“ (Zitat Ende) John Berger sprach vor vielen Jahren auch einmal davon, dass das Kreuz für ihn ein Sinnbild sei für die Solidarität der Lebenden untereinander (die horizontale Achse) und die Verbundenheit der Lebenden mit den Toten, aber auch den noch nicht Geborenen (vertikale Achse). Man muss ihm in dieser eigenwilligen Auslegung des Kreuzessymbol nicht unbedingt folgen, aber sie gibt uns einen Hinweis darauf, worum es in diesem Vierten Gebot **auch** geht: Um die Verpflichtung, die uns erwächst aus dem, was unsere Eltern, Großeltern Vorfahren getan (und auch verbochen haben) und die Verpflichtung, die sich gegenüber unseren Kindern und Kindeskindern ergibt.

Die Filme, die Sie gleich sehen werden, zeigen das auf sehr unterschiedliche Weise, und – ich stelle das mit Genugtuung fest – auch, indem sie sich sehr unterschiedlicher Stilrichtungen und Techniken bedienen – obwohl alle drei Beiträge diesmal erzählerisch sind, die Genres Dokumentation und Filmessay also anders als in den vorausgegangen Runden nicht vertreten sind. Vielleicht ist es von daher kein Zufall, dass wir zwei Beiträgen den ersten Preis zuerkannt haben, auf die Vergabe des zweiten Preises verzichteten, dafür wiederum den dritten Preis vergeben haben. Wobei ich hinzufügen möchte, dass die beiden mit dem ersten Preis ausgezeichneten Beiträge auch deshalb so reizvoll sind, weil sie einer thematischen Verengung des Vierten Gebotes entgegenarbeiten.

Ich komme also zu dem ersten Preis, der Film „Alter Anton“, ein sehr eigenwilliges Werk des in Köln lebenden Regisseurs Levin Hübner.

„Alter Egon“ ist eine kleine kaum 15minütige, vollgepackte, anspielungsreiche Groteske: Mutter fällt tot um, nachdem sie im Kochfisch, den sie gerade ausgenommen hat, eine Mutter entdeckt, die von ihrem heimwerkenden Mann stammt, bei dem – ja darf man das denn sagen? – eine Schraube locker zu sein scheint: Der Tod seiner Frau geht ihm, wie der herbeigeeilte Sohn irritiert feststellt, offensichtlich kaum zu Herzen: Er werkelt unverdrossen weiter an seinem neuen Projekt, einen Kaminofen, denn Mutter soll es warm haben in dieser unbehausten Welt, zögert aber wiederum den Abtransport des Leichnams hinaus. Was aber zunächst wie ein Aufschub aussieht, dazu bestimmt, doch noch Zeit zum Abschiednehmen, zur Trauerarbeit zu finden, stellt sich als eine Art Übersprungshandlung da: Vater will das Kaminprojekt zu Ende bringen, bevor seine verstorbene Frau

das Haus verlässt, was ihm schließlich auch insofern gelingt, als er mit der Inbetriebnahme des Kamins das ganze Haus abfackelt und somit der – während der ganzen Zeit nicht gerade mit Pietät bedachten Toten – zu einer Art Feuerbestattung verhilft. Der Film ist ein Vexierspiel, es sind viele skurrile Dinge und Geschehnisse zu entdecken, die dem ersten Blick entgehen, es ist aber ein Vexierspiel insofern, als die Beziehung des Sohnes zur toten Mutter und die Beziehung von Sohn zum Vater und vom Vater zu seiner toten Frau immer wieder – je nach Blickrichtung – sich verändern. Die Herzlosigkeit, die man immer wieder zu entdecken glaubt, ist die Leerstelle zwischen alltäglicher Vertrautheit und dem Leben der Hinterbliebenen; andererseits geraten Schmerz und Trauer, die hin und wieder aufblitzen, zu Kippfiguren einer unausgefüllten, vielleicht auch im Leben verfehlten Beziehung. Der Film „Alter Anton“, schon der Titel irritiert (ist das noch ein Kalauer oder schon ein geniales Motto, frage ich mich) führt auf burleske, stellenweise hochmakabre Art und Weise vor, dass „Lieben“ und „Ehren“ wenig zu einem kategorischen Imperativ taugen, vielmehr ohne den Preis unpassender, ja anstößiger Lebenssituationen weder zu erweisen noch zu haben sind. Doch wenn ich von dem Makabren spreche, das dem Film zweifellos Bewegung verleiht, die Figuren sind keineswegs ihrer Würde beraubt, weder die tote Mutter, noch der altersstarrsinnige, halbdemente Vater, noch der von der Situation überforderte Sohn.

Ich komme zu dem Beitrag, der, ohne damit eine Rangordnung zu behaupten, den **zweiten ersten** Preis erhält: „Mir fehlt nichts“ von Petra Lottje. Er ist völlig anders, anders sein Thema, anders die Technik. Es handelt sich um einen Animationsfilm, filmästhetisch mit einem japanischen Anime verwandt, mit dokumentarischen, bildvisuellen Überblendungen. Es geht dabei, wie die Regisseurin erklärt, um eine Familiengeschichte. Zu Beginn eine fast schon bukolische Szene, ein unbelastetes Dreieck Mutter, Vater, Kind im Dekor des einfachen, ruralen Lebens. Das Idyll wird jäh zerstört durch einen Krieg, **den** Krieg, der uns **und** unsere Eltern- und Großelterngeneration angeht. Es schließen sich Sequenzen an, die von der nunmehr vaterlosen Familie über den Sohn führen, der sich, inzwischen herangewachsen und selbst Vater, an seiner eigenen Tochter vergeht, bis hin zu der letzten Einstellung, die ein stummes Zwiegespräch darzustellen scheint: Die Generationenfolge als Tragödie, die Produktion insinuiert „deutsche Tragödie“, in Szene gesetzt mit den großen Narrativen Unrecht, Trauer, Hass, Rache, verfehlte Liebe. Herz reimt sich nur noch auf Schmerz in diesem Film – das gelungene Leben, es bleibt eine Fiktion, und doch, die Liebe scheint wieder auf, zum Schluss, aus dem Blickwinkel der Beobachterin, die aus dem Anime ins fotografische Bild gewechselt ist, und die Liebe wenn nicht weitergibt (ihr Blick scheint auf sich selbst als junges Mädchen zu ruhen), so doch überträgt, in einer, wenn man so will, versöhnlichen Geste. Der Kreis schließt sich, aber nicht als ewige Wiederkunft des Immergleichen, nicht als Abwärtsspirale eines infernaln Zirkels, sondern als winzige Aussicht auf etwas Besseres: Die Idylle wird zur Utopie der unabgeholten Erinnerung. Vielleicht ist aber eine ganz andere Interpretation der Schlusszene erlaubt, die man mit einem Motto des österreichischen Autors Peter von Tramin so treffen könnte: „In der Wirklichkeit geht’s immer weiter; und keine Katastrophe ist die letzte.“ Heißt: Wenn wir uns aber dem Gesellschafts- und Familiendrama stellen, wenn wir nicht verdrängen (auch das ist aus dem Vierten Gebot herzuleiten), dann gibt das Wissen, dass keine Katastrophe die letzte ist, den Blick frei auf unsere Verantwortung. Wie auch immer die Interpretation des Films ausfällt, es wird deutlich: Die Generationenfolge ist alles andere als eine Zugewinnsgemeinschaft oder eine lineare Entwicklung vom Inferioren zum Besseren. Ich darf hinzufügen: Sonst wäre das Vierte Gebot ja gegenstandslos und somit höchst entbehrlich.

Zum 3. Preis: der Film „Rebecca“ von Anna Franziska Kohlschütter. Die Handlung dieses mit knapp einer halben Stunde Spielzeit längsten Beitrags ist schnell erzählt: Am Anfang steht das Aus einer Liebesbeziehung, am Schluss der Tod und ein Neuanfang (mit Fragezeichen): Die junge Rebecca lässt sich nach der Trennung von ihrem Freund ziellos treiben, bezeichnenderweise hat sie im Durchgangszimmer einer Wohngemeinschaft eine vorübergehende Bleibe gefunden. Der Versuch, sich – wie man so schön sagt – neu zu orientieren ist nicht sehr überzeugend, sie wirkt wie das

Strandgut der allerjüngsten verlorenen Generation, die sich gerade eben noch so – allerdings ihrem eigenen Klischee entsprechend – am Leben hält, Party, *one-night-stands*, Absturz, Katzenjammer, Verbitterung – Alltag im fahlen Licht einer schäbigen Stadt. Die einzige Konstante, die einzige Orientierung in Rebeccas Leben ist der tägliche Besuch ihres – wie man so hässlich zu sagen pflegt – „orientierungslosen“ (Fragezeichen) Vaters im Pflegeheim. Wenige dafür umso intensivere Szenen zeigen ihre Zuwendung zu dem hilflosen Vater. Es ist eine Kulmination von Tiefschlägen, die Rebecca, hinreißend gespielt von Lise Wolle, einstecken muss, und deren schlimmster die Nachricht vom Tod ihres Vaters ist. Der Zuschauer wird von der Rastlosigkeit mitgenommen – im Doppelsinn des Wortes – bis hin zum Schluss, der vieles offen lässt, aber eine (selbst-)versöhnende Note enthält.

Könnten wir, meine Damen und Herren, weitere Preise vergeben, wir würden es liebend gerne tun und damit unsere Anerkennung für die anderen qualitätsvollen Arbeiten zu diesem Vierten Gebot zum Ausdruck bringen. Das ist uns leider – bei dem schmalen Budget, das uns zur Verfügung steht – nicht gegeben. **Dennoch** oder gerade deswegen hat die Jury sich aber die Freiheit genommen, einen Film mit einer lobenden Erwähnung zu bedenken: ein kleines, lassen Sie es mich so sagen, Außenseiterwerk, den Film „Imitation“ von Tobias Sauer. „Imitation“ ist ein Amateurfilm aus den 30er Jahren, den der Studierende der Kunsthochschule Kassel zutage gefördert, aufbereitet und mit einem Auszug aus Gustav Mahlers „Auferstehungssinfonie“ unterlegt hat. Wobei ich einräumen muss, dass wir unschlüssig sind, ob es sich bei dem kleinen Werk von knapp drei Minuten Länge um den *pastiche* oder wenn man so will um den *fake* eines Amateurfilms handelt. Gezeigt wird in eindrucksvollen Bildern ein kleines Mädchen, das beim Puppenspiel die Rolle **der**, also **seiner** Mutter einnimmt.

Vier Filme also, vier verschiedene Herangehensweisen an das Thema, vier Statements zum Vierten Gebot, wie sie unterschiedlicher nicht ausfallen könnten. Was aber auch umgekehrt beweist, welcher Reichtum an Aspekten dieses Vierte Gebot enthält. Nichts könnte also trügerischer sein als die Vorstellung, die „moralische Schwerkraft“ dieses Gebots könnte in ein einziges Treatment, eine einzige, wenn auch noch so umfangreiche Produktion, verpackt werden. Die Beiträge, die Sie heute Abend zu sehen bekamen, sie sind tastende Versuche, dieser Aufforderung, die ich in den Worten Martin Luthers eingangs zitierte, Gestalt zu geben, damit Hinweise für das eigene richtige Verhalten in Lebenssituationen abzugewinnen, die sich **nicht** wie andere Sachverhalte, Bedingungen und Realitäten des Lebens **verrechtlichen** lassen. Denn wäre dem so, wären wir in der Lage, Gottesrecht durch Menschenrecht zu ersetzen, dann würden wir uns als Töchter und Söhne den Eltern gegenüber und als Mütter und Väter den Kindern gegenüber ins Unrecht setzen und letztlich auch in Zeiten der galoppierenden Gleichgültigkeit dem Vergangenen und dem Kommenden als unwürdig erweisen. Es ist hier so wie mit den anderen Geboten: Wenn man sich nicht mit ihnen beschäftigt, wenn man nicht die Herausforderung annimmt, die von ihnen ausgeht, wenn man sie als unerheblich abtut oder betrachtet, dann bewegen wir uns nur auf einer Oberfläche, deren Grund wir nicht kennen, auch niemals kennenzulernen die Chance haben.

Ich beglückwünsche nochmals die Preisträger und danke Ihnen, meine Damen und Herren, für ihre Aufmerksamkeit.

Credits:

John Berger, Interview mit dem TS vom 30. Oktober 2014

John Berger, Feature in „arte“ zum 70. Geburtstag im November 1996 (aus dem Gedächtnis zitiert)

Peter von Tramin (auszusprechen wie der südtiroler Ort), der einzige soi-disant „Schüler“ Heimito von Doderers, im Roman „Die Herren Söhne“ von 1963